



Rückzug

In Mali hat die Bundeswehr jahrelang versucht, für Frieden und Sicherheit zu sorgen. Jetzt muss sie schnell das Land verlassen. Ein Besuch bei Soldaten, die sich fragen, was sie eigentlich erreicht haben

Von Bastian Berbner, DIE ZEIT, 06.07.2023

Es gibt nur eine Flugpiste. Ein 2500 Meter langer Streifen Asphalt in der Nähe der Wüstenstadt Gao. Wer ihn beherrscht, beherrscht den Osten Malis. Oder hat zumindest eine Chance, ihn zu beherrschen. Denn diese Gegend, eine der klimatisch extremsten der Erde, entzieht sich seit je dem Beherrschtwerden.

Es gibt hier kaum Straßen. Es gibt keine Schienen. Der Niger, mancherorts nur knietief, ist schwer schiffbar. Wer schnell Strecke machen will, der braucht die Flugpiste. Deswegen ist es in dieser sonst so leeren Region an diesem einen Ort ziemlich voll.

Am westlichen Ende der Piste hat die Bundeswehr ihr Camp.

Direkt daneben die Vereinten Nationen.

Dann die malische Armee, die hier das Sagen hat, offiziell zumindest.

Am östlichen Ende die Russen.

Wer darf wann fliegen?

Für die Malier, die zu den ärmsten Menschen der Welt gehören, entscheidet die Antwort auf diese Frage darüber, ob das, was aus der Luft kommt, Nahrung ist, Wasser, Hilfe. Oder der Tod.

Seine Leute nennen ihn »Herr Oberst«. Er selbst spricht von sich gern als »der Bürger Heiko Bohnsack«.



Der Bürger Heiko Bohnsack, 54, weiß, dass gewisse Dinge von ihm erwartet werden, seit er das Kommando führt über 1100 deutsche Soldatinnen und Soldaten im Auslandseinsatz. Zum Beispiel geht er jeden Sonntag in den Militärgottesdienst, obwohl er eigentlich nichts mit der Kirche am Hut habe, wie er sagt. Gleichzeitig hat er sich vorgenommen, so zu bleiben, wie er ist, mit all seinen Eigenarten: Er lässt keinen Karaoke-Abend im Camp aus, egal wie sehr einige Soldaten damit fremdeln, dass ihr Chef vor ihnen *Im Wagen vor mir* singt. Bohnsack redet viel und scherzt gern. Wenn man an seiner – meist offenen – Bürotür vorbeigeht, hört man manchmal Gitarrenmusik.

Anfang April bekam er von einem General das Kommando über das Bundeswehr-Kontingent in Mali übertragen, für seinen Vorgänger war der Einsatz vorbei. Die Soldatinnen und Soldaten standen mit geradem Rücken im Wüstensand. Hochoffizieller Akt. Und was machte Bohnsack? Er formte mit seinen Daumen und Zeigefingern ein Herz vor seiner Brust und zeigte es in Richtung der Soldaten. Ein Infanterist erinnert sich, gedacht zu haben: »Jetzt vertrauen wir unser Leben den Entscheidungen eines Mannes an, der uns begrüßt wie ein 14-jähriges Girlie.«

Das deutsche Camp: Dutzende Containerbauten. Ein halb fertiges Krankenhaus. Eine hochmoderne Truppenküche. Im Zentrum zwei Sportzelte, in denen fast immer Bundeswehr-Soldaten Gewichte stemmen. Von dort sind es fünf Gehminuten in jede Richtung, dann erreicht man eine Absperrung. Alles ist auf rotem Sand gebaut.

Heiko Bohnsack hat sein Büro im ersten Stock eines Containergebäudes, an der Wand Steinmeier und Pistorius, davor eine deutsche Flagge. Es ist ein Tag im Mai 2023. Bohnsack setzt sich in einen Sessel und sagt, die Bundeswehr habe von Beginn an versucht, professionell mit den russischen Nachbarn umzugehen. Einmal habe man die Feuerwehr hinüber in deren Camp geschickt, um zu helfen, nachdem dort ein Kampfflugzeug abgestürzt war. »Ein Danke haben wir nicht gehört.« Ansonsten habe es bisher keinen direkten Kontakt gegeben.

Die von der malischen Regierung mehr oder weniger tolerierten Milizen im Land: CMA. MAA-S. MNLA. HCUA. PF-GAMOU. GATIA. CMFPR-1. CMFPR-2.



CMFPR-3. MAA-MOM. MSA-CHAMANAMAS. FPA. MSA-D. PF (MAA-SM).
GANDA IZO. GANDA KOY. MSA-I. CJA. CPA.

Die zwei nicht tolerierten Milizen, auch bekannt als »Terrorgruppen«: die Nusra-Front, ein Ableger Al-Kaidas. Und der sogenannte Islamische Staat.

Was man über diesen Konflikt wissen muss, in aller Kürze.

Phase eins: Im Jahr 2012 eroberten Rebellen, verbündet mit islamistischen Terroristen, den Nordosten des Landes. Sie machten Gao zum Zentrum ihrer Herrschaft. Dann rückten sie auf die Hauptstadt Bamako vor. Die malische Regierung bat um Hilfe. Die ehemalige Kolonialmacht Frankreich schickte Truppen.

Phase zwei: Die französischen Soldaten eroberten große Gebiete zurück. Mit den Rebellen gab es ein Abkommen, die Islamisten versteckten sich in der Weite der Wüste. Frankreich baute Stützpunkte auf, auch einen am Rand der Flugpiste im befreiten Gao. Gemeinsam mit der malischen Armee bekämpfte es von dort die Terroristen.

Eine UN-Mission sollte dabei helfen, Mali zu stabilisieren. Mehrere afrikanische und europäische Staaten stellten dafür Truppen. Deutschland schickte Ausbilder, ab 2016 ebenfalls Truppen, die allerdings nicht kämpfen, sondern nur aufklären durften. Die Bundeswehr bezog ihr Camp an der Flugpiste. Sie brachte Drohnen mit hochauflösenden Kameras ins Land und Spähpanzer, so flach, dass sie sich in Geländesenken ducken können, von wo aus sie eine Kamera ausfahren können wie ein U-Boot sein Periskop.

Die Drohnen flogen. Die Spähpanzer duckten sich in Senken. Die Bundeswehr gab die Bilder an die UN, die sie weiterleiteten an die Malier, die sie mit den Franzosen teilten, die hier und da eine Terrorzelle ausschalteten. Stabil wurde Mali dadurch nicht.

Phase drei: In den Jahren 2020 und 2021 putschte sich das malische Militär an die Macht. Die neue Regierung warf die Franzosen aus dem Land, weil diese offenbar zunehmend ohne Absprache operiert hatten. Sie suchte einen anderen Partner für den Kampf gegen die Terroristen. Die UN sagten ab. Deutschland ebenso.

Im Dezember 2021 landete ein Tupolew-Transportflugzeug in Bamako und brachte die ersten russischen Söldner ins Land. Im August 2022 beobachtete die



Bundeswehr in Gao, wie die letzten Franzosen aus ihrem Camp am anderen Ende der Flugpiste auszogen. Einige Stunden später zogen Wagner-Kämpfer ein.

Warum die Sahelzone wichtig ist? Gold, Diamanten, Uran, Kupfer, Mangan, Eisen, Zinn, Salz, Öl, Zink, Phosphat, Silber.

Der Deal, den die Malier mit den Russen schlossen: Ihr gebt uns Waffenhilfe. Wir geben euch Geld und Schürfrechte.

In Gao haben die Russen Kampfhubschrauber und Jagdflugzeuge stationiert. Sie bemühen sich, ihr Gerät nach der Landung schnell in Hangars zu fahren oder mit Planen zu verhüllen. Aber die Deutschen merken trotzdem, was los ist, sie müssen ja nur rüberschauen zur Landebahn. Oft kommen die Russen mit weniger Raketen zurück, als sie beim Start dabei hatten.

Fabian, 36, ist Major der Luftwaffe. Er führt in einen Bundeswehr-Hangar und streicht mit der Hand über die Verkleidung einer Drohne vom Typ Heron 1. Er schwärmt: Spannweite 16 Meter, Motor 115 PS. Er geht in die Hocke und zeigt auf eine Kugel am Rumpf. Die Kameras, die sich darin verbergen, erkennen auch aus fünf Kilometer Höhe ziemlich genau, ob am Boden jemand ein Gewehr trägt.

Wer fliegen darf, entscheiden die Malier. Fabian kramt ein Schreiben hervor. Die UN haben es wenige Tagen zuvor, am 27. April, an die malische Armee geschickt. Darin erklären sie, sie planen in der kommenden Woche sechs Lkw-Konvois. Die Routen führen durch Gebiete, die vom »Islamischen Staat« oder von der Nusra-Front kontrolliert werden. »Um sicherzustellen, dass es rund um die Konvois keine Terroristen gibt, beehren wir uns, Sie zu bitten, dass Sie uns den Einsatz deutscher Heron-Drohnen genehmigen.«

Rechts oben auf dem Schreiben prangt die malische Antwort: »Non-autorisé«.

Die Drohnen dürfen nicht fliegen. Die Konvois sind auf sich allein gestellt.

Fabian war schon mal hier, noch unter der alten malischen Regierung. Da kamen sie in einem Monat auf über 500 Flugstunden, manchmal hatten sie drei Drohnen gleichzeitig in der Luft. Diesmal: null Flugstunden. Der letzte Heron-Flug ist ein halbes



Jahr her. Fabian sagt: »Die Malier wollen nicht gesehen werden bei dem, was sie mit ihren russischen Freunden da draußen tun.«

In der Stadt Moura, einige Hundert Kilometer von Gao entfernt, leben etwa 10.000 Menschen, aber an diesem Sonntag im Frühjahr 2022 waren Leute aus der ganzen Region gekommen, zu Fuß, auf Eselskarren und Motorrädern. Markttag. Gegen elf Uhr flog ein Militärhubschrauber heran und eröffnete das Feuer. Menschen fielen blutend zu Boden, Panik brach aus. Vier weitere Helikopter setzten Soldaten ab, auch sie begannen zu schießen. Bewaffnete Dorfbewohner erwiderten das Feuer. Die Soldaten streckten sie nieder, dann schossen sie auf die Fliehenden. Später begannen sie, Häuser zu durchsuchen. Sie trieben die Männer zusammen. Wer Rötungen an der Schulter aufwies und deshalb verdächtigt wurde, ein Gewehr getragen zu haben, wurde erschossen. Wer einen langen Bart hatte und deshalb verdächtigt wurde, ein Islamist zu sein, wurde ebenfalls erschossen. Auf einer Matratze unter einem Baum wurden Mädchen und Frauen vergewaltigt.

Nach fünf Tagen waren mehr als 500 Menschen tot, darunter gerade einmal 30 islamistische Kämpfer, die anderen waren Zivilisten. So steht es in einem Bericht der UN über das Massaker von Moura.

Die für den Bericht befragten Augenzeugen sagten aus: Nicht nur malische Soldaten mordeten. Auch die, die das Kommando hatten: die Weißen.

Im Mai 2023 sagt Heiko Bohnsack in seinem Kommandeursbüro, er sei nun sechs Wochen hier und habe sich die Sache genau angeschaut. Er finde, dass den Maliern in Deutschland ein bisschen unrecht getan werde. »Oder lassen Sie es mich anders sagen: Es gibt verschiedene Ansichten.«

Die deutschen Drohnen dürfen nicht fliegen? Ja, das sei ärgerlich. Aber da sei auch ein Sicherheitsaspekt. »Es gibt in der Gegend kein Radar. Je mehr Fluggeräte in der Luft sind, desto größer das Risiko, dass man sich in die Quere kommt.«

Die Malier wenden sich an die Russen? Nicht wünschenswert, natürlich. Aber die UN und auch Deutschland seien komplizierte Partner, mit vielen Fragen und Auflagen und Ansprechpartnern aus zig Ländern. »Wir muten den Maliern ganz schön viel zu.



Ihre neuen Partner stellen wenige bis keine Fragen und liefern die Hilfe, die gefordert wird.«

Fragt man Heiko Bohnsack, ob er sich nicht ganz schön in die Bresche werfe für die malische Regierung, sagt er: Ja, das sei auch seine Absicht. Er plane eine »Charmeoffensive«.

Jeden Freitag ist in Gao Kommandeurstreffen. Da sitzt Bohnsack mit etwa einem Dutzend wichtigen Menschen der UN und Vertretern der malischen Armee zusammen. Der wichtigste Malier am Tisch ist ein Hüne namens Makan Alassane Diarra. Ein Oberst wie Heiko Bohnsack, zuständig für alle Militäroperationen im Osten Malis. Diarra sei der Schlüssel, sagt Bohnsack. Er ist es, der seinem Charme erliegen soll.

Es ging damit los, dass Bohnsack seine Sprache anpasste. Bei den Freitagstreffen, erzählt er, habe er Diarras Floskel »Banditen und Terroristen« übernommen, wenn er von den Gegnern der malischen Regierung sprach. »Wenn man eine andere Formulierung benutzt, geht man das Risiko ein, dass man ausführlich korrigiert wird. Dann ist sofort schlechte Stimmung.«

Die geplante nächste Stufe der Charmeoffensive: Bohnsack will mit Diarra reden, in Ruhe, nur sie zwei. Neulich habe er ihm beim Hinausgehen aus dem Raum ein Treffen vorgeschlagen. Er habe noch keine Antwort bekommen. Bohnsack sagt, am liebsten würde er Diarra eine E-Mail schreiben, »in meinem besten Französisch«. Er hat die E-Mail-Adresse nicht. »Die kriege ich hoffentlich morgen.«

Am nächsten Tag ist nur Diarras Stellvertreter beim Freitagstreffen. Dessen Adjutant verspricht, er werde die E-Mail-Adresse schicken.

Er schickt sie an diesem Tag nicht. Auch nicht am nächsten. Und am übernächsten auch nicht.

Also formuliert Bohnsack einen Brief. Anderthalb Seiten lang, die Anrede in schöner Handschrift: »Mon Colonel, cher camarade ...« Mein Oberst, lieber Kamerad. Beim nächsten Treffen will er Diarra den Brief übergeben, aber Diarra schickt wieder nur seinen Stellvertreter. Der nimmt den Brief immerhin entgegen.



»Petit à petit, l’oiseau fait son nid«, sagt Bohnsack. Stück für Stück baut der Vogel sein Nest.

Justin, 19, aus Nordrhein-Westfalen sitzt im siebten von elf gepanzerten Bundeswehr-Fahrzeugen. Seine rechte Hand umklammert einen Joystick. Damit steuert er das Maschinengewehr auf dem Dach. Auf dem Bildschirm vor ihm sieht er draußen die Landschaft vorbeiziehen.

Erst Savanne, dürre Bäume. Irgendwann dann Wüste. Manchmal ein Dromedar, manchmal ein paar Ziegen. Aus der Boombox singen Deichkind: »Bück dich hoch!«

Wenn Justin einen Menschen sieht, zoomt er heran. Ein Mann auf einem Pferd, das Gesicht von einem weißen Tuch geschützt. Eine Frau, die einen Eimer in einen Brunnen hinablässt. Kinder, die winken. In Mali heiratet mehr als die Hälfte der Frauen, bevor sie 18 werden, und jedes fünfte Kind unter fünf Jahren ist untergewichtig. Das Land ist mehr als doppelt so groß wie die ehemalige Kolonialmacht Frankreich, hat aber nicht mal ein Drittel der Einwohner, 21 Millionen, die allermeisten im Süden des Landes. Dort ist es auch sehr heiß, aber nicht so brutal heiß wie hier weiter nördlich, wo die Sahelzone übergeht in die Sahara.

Am Straßenrand steht ein Pick-up. Justin zoomt an die Ladefläche heran. Er zählt 14 bewaffnete Kämpfer. Über Funk meldet eines der vorausfahrenden Fahrzeuge, dass es sich wahrscheinlich um eine jener Milizen handelt, die von der Regierung toleriert werden. Justin zuckt mit den Schultern.

In jedem Fahrzeug liegt eine laminierte Übersichtskarte mit Flaggen und Namen der Milizen. Manchmal kramt ein Soldat sie raus, meistens bleibt sie stecken.

»Du siehst hier bei jeder Patrouille bewaffnete Menschen«, sagt Justin.

Der Konvoi biegt von der Straße ab, quält sich eine Düne hinauf. Oben bilden die Fahrzeuge eine Wagenburg, sternförmig. Justin bleibt zurück, sein Zugführer, Spitzname Charlie, 38, fährt mit einem guten Dutzend Männer weiter in ein Dorf. Dort steigen sie aus, bahnen sich einen Weg zwischen hölzernen Unterständen, unter denen Frauen Fische aus dem Niger braten und Obst verkaufen. Der Abstand ist gerade groß genug, dass die Männer mit ihren Sturmgewehren nicht hängen bleiben.



Charlie lässt seinen Übersetzer nach dem Bürgermeister fragen. Jemand führt die Soldaten zu einem Anwesen am Rand des Dorfes. Ein Mann mit schwarzem Jackett und Kalaschnikow in der Hand zeigt auf einen Versammlungsraum, durch die offene Tür sieht man darin etwa 50 Männer sitzen.

Einer kommt heraus, ganz in Weiß. Er sagt, er sei der Bürgermeister, und wirkt irritiert. Heute sei für ihn der wichtigste Arbeitstag der Woche. Aus den Dörfern und Weilern der Region seien viele Leute zusammengekommen, die Frauen seien auf dem Markt, die Männer brächten hier bei ihm ihre Anliegen vor. Er bittet Charlie und den Übersetzer dennoch in sein Büro.

Dort fragt Charlie, ob es im Dorf genug Wasser gebe. Der Bürgermeister sagt, viele Wassertürme seien defekt, einige Brunnen trocken und Pumpen kaputt.

Charlie fragt nach der Sicherheitslage. Der Bürgermeister sagt, die Armee sei lange nicht mehr hier gewesen. Die Miliz habe alles im Griff.

Charlie fragt nach der Apotheke. Der Bürgermeister sagt, es gebe hier keine. »Okay, dann bin ich da falsch informiert«, antwortet Charlie.

Der Bürgermeister sagt, im ganzen Dorf hätten sie nur einen Kühlschrank, hier im Rathaus, und der sei kaputt. Er zeigt auf den Ventilator an der Decke. Der Ventilator steht still. Man wünsche sich eine Klimaanlage.

Charlie antwortet, er könne da leider nichts tun. Er werde das aber weitergeben an die UN.

Nach einer halben Stunde treten sie hinaus in die Mittagssonne. Drei Männer mit Turbanen rufen den Soldaten zu, sie bräuchten dringend Helme. Ein Soldat mit einem Klemmbrett in der Hand notiert die Bitte.

Der Bürgermeister verabschiedet sich, sagt aber noch, dass er das alles schon einmal einem deutschen Soldaten erzählt habe, vor etwa einem halben Jahr. Danach habe er nichts mehr gehört. Als der Bürgermeister außer Hörweite ist, sagt der Soldat mit dem Klemmbrett: »Das wird jetzt wieder so sein.«

Soldaten suchen Sinn in dem, was sie tun. Wenn ein Mensch das höchste Gut, das er besitzt, aufs Spiel setzt, das eigene Leben, dann will er wissen, warum. Ukrainische



Soldaten müssen vermutlich nicht lange nachdenken über den Sinn ihrer Arbeit. Er erklärt sich von selbst. Bei den Bundeswehr-Soldaten in Mali ist das anders.

Sie sehen ja, was im Land los ist. Dass es Anschläge gibt. Dass Menschen sterben. Dass die Regierung mit den Russen Leute massakriert.

Ein Soldat, der regelmäßig rausfährt, erzählt, dass die Kameras auf den Fahrzeugdächern über die meisten Lehmwänden hinweg ins Innere der Höfe schauen können. Einmal hätten sie beobachtet, wie ein Mensch ausgepeitscht wird. Einige Male schon, wie Frauen vergewaltigt werden. Der Soldat ballt die Faust und sagt: »Wir sehen das und denken: Wir haben Waffen, sind gut ausgebildet, wir könnten das beenden.« Dürfen sie aber nicht. Sie müssen weiterfahren. »Ich fühle mich ohnmächtig«, sagt der Soldat.

Ein anderer erzählt, dass er während eines Fluges mit einer Drohne einen Lkw am Straßenrand entdeckte. Er zoomte heran und sah, wie ein bewaffneter Mann von einem Motorrad stieg und den Lkw-Fahrer am Straßenrand hinrichtete. Der Drohnenpilot blieb noch eine Weile an dem Mann dran, irgendwann verlor sich die Spur. Fragt man den Soldaten, was mit dem Täter passiert sei, zuckt er mit den Schultern.

Vier Crewmitglieder eines CH-53-Transporthubschraubers sitzen um einen Tisch, drei Männer, eine Frau.

Andreas, 39, Bordtechniker, wird in vier Tagen nach Deutschland zurückkehren. »Das finde ich nicht so tragisch.«

Falko, ebenfalls 39, Pilot: »Viele hier wissen nicht, warum wir das machen.«

Matze, 43, Bordtechniker, sagt, sie hätten Geburten, erste Schritte, Einschulungen verpasst, auch sehr viele Hochzeitstage.

Andreas: »Meiner ist heute.«

Falko: »Glückwunsch.«

»Aber dafür holen wir Leute raus, die einen beschissenen Tag hatten«, fährt Matze fort. Die CH-53-Crews sind dafür zuständig, Verletzte und Tote zu bergen, wenn irgendwo ein UN-Konvoi angegriffen worden ist. »Wir retten Leben. Das hilft ein bisschen gegen die Sinnlosigkeit.«



Die Soldaten beginnen, von den roten Linien zu sprechen, die deutsche Politiker über die Jahre gezogen haben. Im September 2021 twitterte die damalige Verteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer von der CDU: »Sollte sich die Zusammenarbeit von #Mali mit russischen Söldnergruppen bestätigen, stellt das die Grundlagen des Mandats der #Bundeswehr in Frage und gemeinsam mit dem Bundestag müssten wir Konsequenzen ziehen.«

Drei Monate später kam Wagner ins Land. Es wurden keine Konsequenzen gezogen.

Weitere drei Monate später das Massaker von Moura. Keine Konsequenzen.

Im vorigen Jahr mahnte die nächste Ministerin, Christine Lambrecht, diesmal SPD, ihren malischen Kollegen, die deutschen Drohnen müssten ungehindert fliegen dürfen. »Das ist eine Voraussetzung dafür, dass wir hier in Mali uns weiter engagieren.«

Matze: »Die Drohnen fliegen schon lange nicht mehr. Wir sind immer noch da.«

Eva, 32, Bordtechnikerin: »Wir sind Befehlsempfänger. Wir glauben das, was man uns sagt.«

Falko: »Ich nicht immer. Aber wir führen es trotzdem aus.«

Als das Gespräch mit den Crewmitgliedern stattfindet, hat die Bundesregierung gerade beschlossen, den Mali-Einsatz ein letztes Mal zu verlängern. Bis Ende Mai 2024 soll nun der letzte Soldat das Land verlassen haben.

Gut 30 Jahre lang hatten die deutschen Streitkräfte versucht, eine internationale Interventionsarmee zu sein, mit schnellen und mobilen Einheiten. Das Einsatzszenario war nicht mehr die Panzerschlacht auf dem Gebiet der Nato, sondern der Kampf gegen Terroristen in aller Welt. Afghanistan und Mali – das waren die Staaten, die für diesen Versuch standen. In Afghanistan war das Ende chaotisch. In Mali soll es, das ist die Idee zu diesem Zeitpunkt, anders laufen. Mit einem gut geplanten Abzug, mit noch möglichst zahlreichen Patrouillen. Und hoffentlich auch irgendwann wieder mit Drohnenflügen. Kein abrupter Stillstand, sondern ein langsames Auslaufen.



Als Charlie vom Gespräch mit dem Bürgermeister zurückkehrt, macht sich die Patrouille auf den Rückweg. Justin sitzt seit über sechs Stunden vor seinem Bildschirm. Draußen sind es knapp 50 Grad. Hier drinnen, im Fahrzeug, knapp 40.

Justin trägt eine zwölf Kilogramm schwere Weste, darunter ein schweißnasses T-Shirt. Er trinkt einen Energydrink, sein zweiter heute. Er habe auch schon eine Koffeintablette intus. Natürlich fielen ihm mal die Augen zu, sagt er. »Lingling schlägt mich dann wieder wach.« Lingling ist der Spitzname des Soldaten, der im Fahrzeug neben ihm sitzt.

Vor zwei Jahren, in den Morgenstunden des 25. Juni 2021, hatte etwa 100 Kilometer nördlich von dort, wo Justin jetzt unterwegs ist, eine Bundeswehr-Patrouille ihr Lager errichtet. Einige Fahrzeuge standen etwas außerhalb der Wagenburg und sollten sie absichern, in alle Richtungen. In jedem saß jemand wie Justin am Maschinengewehr.

Um 6.18 Uhr raste ein weißer Pick-up heran. Die Bundeswehr schätzte später, dass die Nusra-Front ihn mit 150 Kilogramm Sprengstoff beladen hatte. Er fuhr ungestört ins Innere der Wagenburg und explodierte 15 Meter vor einem Tankklaster mit 6000 Liter Diesel an Bord. Zwölf deutsche Soldaten und ein Belgier wurden verletzt, vier von ihnen schwer.

Wäre der Tankklaster explodiert, anstatt die Wucht der Detonation abzuschwächen, wäre dies wahrscheinlich der tödlichste Angriff auf deutsche Soldaten seit dem Zweiten Weltkrieg gewesen, mit Dutzenden Toten. So war es der schwerste Angriff auf die Bundeswehr in Mali.

Warum wurde der Pick-up nicht beschossen, als er sich der Wagenburg näherte?

Einige Soldaten in Gao sagen, der Maschinengewehrschütze in dem Wachfahrzeug, an dem der Pick-up vorbeifuhr, sei eingeschlafen.

Dessen Kompaniechef, der vor Ort war, sagt, das glaube er nicht.

Der Schütze selbst reagiert auf Anfrage nicht.



Man könnte denken, Russland habe in der Ukraine gerade so viel zu tun, dass kein Raum mehr bleibt für militärische Operationen anderswo in der Welt. Doch das stimmt nicht.

In Mali sind wohl etwa 1400 russische Söldner und Soldaten im Einsatz.

In Burkina Faso verdichten sich die Hinweise darauf, dass bald »russische Ausbilder« ins Land kommen, nachdem Anfang des Jahres auch dort die letzten französischen Truppen abgezogen sind.

In Libyen kämpfen russische Söldner auf der Seite des Warlords Haftar gegen die Regierung.

Im Sudan schürft Wagner Gold und bereitet am Roten Meer angeblich den Bau eines Hafens für russische Kriegsschiffe vor.

Im Tschad gibt es Hinweise darauf, dass Wagner-Söldner Rebellen bewaffnen, um den Präsidenten zu töten.

Eritrea soll intensiven Kontakt nach Russland pflegen.

In der Zentralafrikanischen Republik umgibt sich der Präsident mit Wagner-Söldnern als Bodyguards. Es heißt, de facto habe Wagner die Kontrolle über das Land.

Es ist derzeit offen, welche Folgen der abgebrochene Putschversuch des Wagner-Anführers Prigoschin für die Söldner in Afrika haben wird. Vielleicht wird Wagner künftig nicht mehr in der Ukraine kämpfen und sich ganz auf seine anderen Einsätze konzentrieren. Oder die Söldner werden auch in Afrika zurückgedrängt, zugunsten des regulären russischen Militärs. Klar ist: Russland wird weiter versuchen, einen Riegel des Einflusses quer durch den Sahel zu ziehen, vom Atlantik bis zum Roten Meer.

Warum die Sahelzone noch wichtig ist: Wer aus dem Afrika südlich der Sahara nach Europa flüchtet, muss hier durch. Wer die Sahelzone kontrolliert, hat Einfluss auf den Strom der Migrantinnen und Migranten.

In diesem Frühsommer zählt die Bundeswehr vier neue Flüchtlingslager in Gao.

Anoura: 8000 Menschen.

Sosso-Koira: 3000 Menschen.



Edaung: 500 Menschen.

Bama 2: 6500 Menschen.

Eines liegt direkt vor dem Tor des deutschen Camps. Sobald die Soldaten auf Patrouille fahren, sehen sie Behausungen aus Ästen und Plastikplanen. Sie sehen nackte Kinder in Müllbergen wühlen.

Heiko Bohnsack, der deutsche Kommandeur, wartet weiter auf Antwort von Oberst Diarra, der für die Militäroperationen der Malier zuständig ist. Die Antwort kommt nicht. Am nächsten Freitag fehlt Diarra wieder beim Treffen der Kommandeure.

Genau wie am Freitag darauf.

Und eine weitere Woche später.

Es wird Juni. Bohnsack hört, Diarra sei im Urlaub. Andere sagen, er habe in Bamako zu tun, der Hauptstadt.

Die deutschen Drohnen bleiben am Boden. In der Zwischenzeit sind zwei UN-Konvois angegriffen worden. Zehn Soldaten aus Togo wurden verletzt, zwei aus Burkina Faso getötet.

Die Russen fliegen. Niemand weiß genau, wohin und was sie dort machen.

Vielleicht wird Bohnsacks ganzes Dilemma nirgendwo so deutlich wie in der Moura-Sache. Heiko Bohnsack kam erst ein Jahr nachdem dort Menschen massakriert worden waren, nach Mali. Er hatte Gerüchte gehört und Zeitungsartikel gelesen, aber die Details kannte er nicht. Die UN hatten ihre Ermittlungen zwar beendet, aber den Bericht noch nicht veröffentlicht. Es hieß, man zögere, weil man die Beziehungen zur malischen Regierung nicht noch weiter verschlechtern wolle.

Schließlich stellten sie den Bericht doch auf ihre Website. Bohnsack war seit wenigen Wochen im Land, er las ihn im Flugzeug. »Mir wurde richtig schlecht«, sagt er.

Er hatte gerade seine Charmeoffensive gegenüber Makan Alassane Diarra begonnen, einem der höchsten Vertreter jener Streitkräfte, die das Massaker verübt



hatten. Fragt man ihn, ob er darüber nachgedacht habe, sie abzubrechen, sagt er:

»Nein.«

Er glaube nicht an Kollektivschuld. Er habe keinen Hinweis darauf, dass Diarra persönlich involviert gewesen sei. Ansprechen werde er das Massaker bei ihm nicht. »Eine solche Beziehung haben wir nicht«, sagt Bohnsack. Es sei sein Job, mit der malischen Armee zusammenzuarbeiten. Er werde weitermachen. Vielleicht antwortet Diarra ja noch auf Bohnsacks Brief.

Eine kleine Geschichte zum Thema Bürokratie, vielleicht interessant für den Bund der Steuerzahler. Kurz nach Ankunft ihrer ersten Truppen in Mali, im Sommer 2016, beschloss die Bundeswehr, einen Fesselballon anzuschaffen. Er sollte über dem Camp fliegen und mit Kameras und Sensoren die Umgebung überwachen, zum Schutz vor Anschlägen. In Deutschland suchte das Beschaffungsamt der Bundeswehr nach einer Lösung, jahrelang, ohne Erfolg. 2020 schaltete sich sogar der oberste Soldat Deutschlands ein, der Generalinspekteur. Die Bundeswehr schloss daraufhin einen Vertrag mit einer Rüstungsfirma, Rheinmetall, die den Ballon anschaffen und vor Ort betreiben sollte. Gesamtkosten für die Dauer von zwei Jahren laut Vertrag: 24,24 Millionen Euro – knapp unter der Grenze von 25 Millionen, ab der man sich eine Investition vom Bundestag absegnen lassen muss.

Am Ende war der Ballon da. Aber er durfte nicht über dem Camp fliegen. Die Bundeswehr erhielt keine Genehmigung.

Deutschland hat bisher 3,5 Milliarden Euro für diesen Einsatz ausgegeben.

Mitten im Camp ist auf einem Steinhäufen eine Plakette angebracht. Neulich hat Heiko Bohnsack sie dem Verteidigungsminister gezeigt, als der zu Besuch da war. Boris Pistorius stand einen Moment davor und hielt inne. Auf der Plakette stehen zwei Namen: Thomas Müller und Jan Färber.

Die beiden Piloten stürzten 2017 nach einem technischen Defekt mit ihrem Hubschrauber ab. Es sind die einzigen Einsatztoten, die die Bundeswehr in Mali zu beklagen hat.

Genauer gesagt: die einzigen, die sie beklagt.



Oumar Cissé.

Moussa Cissé.

Chaka Touré.

Sory Diarra.

Ali Imrana.

Diese Namen stehen nirgendwo.

Nicht alles, was die Bundeswehr braucht, kann sie einfliegen. Einige Fahrzeuge, Bauteile oder Maschinen zum Beispiel sind zu groß oder zu schwer. Sie werden nach Afrika verschifft und über Land nach Gao gefahren, durch von Terroristen kontrolliertes Gebiet. Die Bundeswehr führt solche Transporte nicht selbst durch. »Das wäre völlig utopisch«, sagt ein Soldat. Es wäre zu aufwendig – vor allem aber zu gefährlich. Also beauftragt sie zivile Firmen. Die heuern malische und nigrische Lastwagenfahrer an.

Am 16. Oktober 2017 wurde ein solcher Konvoi von Terroristen überfallen, etwa auf halber Strecke zwischen Bamako und Gao. Oumar Cissé, 55, saß hinter dem Steuer eines Lastwagens. Neben ihm sein Sohn Moussa, 24. Chaka Touré, 17, war Beifahrer eines anderen Lastwagens, Sory Diarra, 38, ein malischer Soldat, den die Firma beauftragt hatte, den Konvoi zu schützen. Alle vier starben bei dem Überfall.

Ali Imrana, 22, starb am 13. Juni 2022, als er einen Lkw mit Bundeswehr-Fracht von der nigrischen Hauptstadt Niamey nach Gao fuhr. Kurz nach dem Grenzübertritt, in einer Gegend, die zum Teil der »Islamische Staat« kontrolliert, wurde der Konvoi überfallen. Imranas Familie bekam einige Tage später Besuch in ihrem nigrischen Dorf. Firmenmitarbeiter bekundeten ihr Beileid und schenkten ihnen Reis, Öl und eine Ziege.

Im Camp in Gao sagen alle Soldaten, die man darauf anspricht, sie hätten von diesen Todesfällen noch nie gehört. Beim Einsatzführungskommando der Bundeswehr in Potsdam heißt es, man wolle sich dazu nicht äußern.

Der Chef der Aufklärungskompanie betritt einen gesicherten Besprechungsraum und legt sein Funkgerät auf den Tisch, ein Mann mit geradem Rücken und ernster Miene. Er sagt, er müsse wahrscheinlich gleich noch mal rüber in den Gefechtsstand, es laufe eine Operation.



Seine Bodenpatrouillen sind jetzt, wo die Drohnen nicht mehr fliegen dürfen, der Kern dessen, was die Bundeswehr hier leistet. Ihr wichtigstes Werkzeug sind die Spähpanzer. Mit ihnen macht die Bundeswehr, was der Kompaniechef »optische Aufklärung« nennt. Also rausfahren und gucken.

Das Funkgerät krächzt. Er geht und kommt nach einigen Minuten wieder. Einer seiner Spähtrupps sollte einen Markt beobachten, aber dann wurde etwa 15 Kilometer davon entfernt eine Gruppe bewaffneter Männer gesichtet. Eigentlich, sagt er, hätte er jetzt befohlen, schnell eine Drohne zu starten, um die Kämpfer zu beobachten. Stattdessen hat er den Spähtrupp hingeschickt. Doch als der ankommt, etwa eine halbe Stunde später, sind die Kämpfer weg.

Der Kompaniechef sagt, dass sie nach wie vor die Informationen, die die Patrouillen sammeln, ins Computersystem der UN einspeisen. Was dort damit passiere, wisse er nicht. Was er aber sagen könne: Alles, was den Maliern helfen könnte, einen Militärschlag durchzuführen, Koordinaten zum Beispiel, werde von den UN nicht mehr an sie weitergegeben, aus Angst vor weiteren Massakern an der Zivilbevölkerung.

»Man muss sich schon fragen: Wie hoch ist der Zielerreichungsgrad?«, sagt er. »Seit dem Putsch sind wir in einer Situation, dass wir denen, für die wir diese Arbeit machen, nicht mehr vertrauen können.« Und: »Ich finde es gut, dass der Einsatz dann auch bald zu Ende geht.«

Ein Soldat hält eine Liste in der Hand, ein anderer packt. Jeder Schraubenschlüssel, jedes Kabel, jedes Ladegerät wird überprüft und abgehakt. Ein dritter Soldat verplombt gerade eine Kiste. Er drückt einen kleinen Bundesadler in das Wachs. Heute kümmern sie sich um technisches Zubehör. In wenigen Tagen wird alles nach Deutschland geflogen. Die Kisten, an denen sie gerade arbeiten, werden in einem Lager in Karlsruhe erwartet.

Die größte Anstrengung der Bundeswehr ist jetzt der Rückzug. Mit jedem Flieger und jedem Konvoi, der das Lager verlässt, wechseln in den Tabellen der Logistiker einige Kästchen von Rot auf Grün.

Was bleibt zurück?

Viele der Containerbauten im Camp.



Die Truppenküche, von der ein hoher Offizier in Deutschland sagt: »Die hätten wir nie bauen sollen.« Flughafenhallengroß, von allen Seiten gegen Beschuss geschützt, ausgestattet mit modernster Klima- und Kochtechnik. Viele Soldaten hier sagen, in keiner deutschen Kaserne hätten sie je so gut gegessen.

Das halb fertige Krankenhaus, ein Riesenklotz. Operationssäle, ein Leichenhaus, drei Räume mit eigens in Deutschland angefertigten Technikmodulen, um zum Beispiel die Kühlung zu steuern. Es wäre die modernste Klinik Malis geworden, vielleicht sogar der ganzen Sahelzone. Allerdings wurden die Bauarbeiten gestoppt, als klar war, dass sie nicht vollendet werden können, bevor die Bundeswehr abzieht. Kosten: 34 Millionen Euro.

Vielleicht wird das alles verfallen. Vielleicht ziehen auch die Russen vom anderen Ende der Flugpiste hierher, weil es hier moderner ist. Vielleicht also übernehmen Wagner-Söldner das, was die Deutschen zurücklassen.

Was noch bleibt: viele Fragen.

Wird mit dem Ende dieses Einsatzes auch die ganze Idee begraben – dass Deutschland den Schwachen dieser Welt zur Seite steht; wenn es sein muss, auch militärisch?

Wenn man den malischen Militärs, die sich an die Macht geputscht haben, gegeben hätte, was sie wollten, nämlich Waffenhilfe in ihrem Kampf gegen die Islamisten – hätte man damit verhindert, dass sie die Russen ins Land holen? Und, falls ja: Hätte man das tun sollen?

Wäre es noch schlimmer gekommen, wenn die Bundeswehr sich von Anfang an gar nicht in Mali engagiert hätte?

War alles vergebens?

In Gao, in seinem Büro im Containergebäude, sagt Heiko Bohnsack: »Die Menschen hier in der Gegend waren etwas sicherer vor Terroristen und Banditen als ohne uns.«

In Berlin, im Verteidigungsministerium, sagt ein Offizier: »Bei Game of Thrones gibt es die große Mauer im Norden. Die Bewacher dieser Mauer harren jahrelang in



eisiger Kälte und wilden Stürmen aus. Sie haben einen beschissenen Job, scheinbar ohne Sinn, weil nichts passiert. Bis auf der anderen Seite das Böse erwacht. Plötzlich kommt es auf diese Menschen an. Ich frage mich, ob es in der aktuellen geopolitischen Situation klug ist, Mali einfach so den Russen zu überlassen. Ein bisschen mehr Geduld hätte sich vielleicht in ein paar Jahren ausgezahlt.«

An einem Freitag Mitte Juni setzt sich der malische Außenminister 7000 Kilometer von seiner Heimat entfernt vor ein Mikrofon. Er ist zu Gast bei den Vereinten Nationen in New York. Der Außenminister sagt, die UN-Mission in seinem Land sei gescheitert. Die UN seien nicht mehr Teil der Lösung, sondern Teil des Problems. Er sagt auch, der Bericht zum Massaker von Moura sei falsch. Die malischen Soldaten hätten dort keine Zivilisten getötet, sondern 203 Terroristen. »Die Regierung Malis fordert den unverzüglichen Rückzug der UN.«

Heiko Bohnsack wird später sagen: »In dem Moment war mir klar, das war's für uns.«

Zwei Tage zuvor hatte der malische Präsident mit Wladimir Putin telefoniert. Mali, ehemals politischer Verbündeter des Westens, hat endgültig die Seiten gewechselt.

Heiko Bohnsack hat bis jetzt keine Antwort von Makan Alassane Diarra bekommen. Er hat nicht unter vier Augen mit ihm gesprochen.

Am vergangenen Freitag sah er ihn bei der Runde der Kommandeure. Die UN-Mitarbeiter seien gedrückter Stimmung gewesen, sagt Bohnsack. Diarra habe Zufriedenheit ausgestrahlt. Sie alle hätten schon geahnt, was Stunden später in New York passieren würde. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen entschied, dass der Einsatz keinen Sinn mehr ergibt: Er wird nicht verlängert. Bis Ende des Jahres sollen die Einsatzkräfte der UN das Land verlassen. Also auch die Deutschen. Was die Berliner Regierung beschlossen hatte, ist damit hinfällig geworden.

Die Bundeswehr hat jetzt fünf Monate weniger Zeit für den Abzug als geplant. Ihre Patrouillen mit den Spähpanzern stellt sie in diesen Tagen ein. Ihre Drohnen werden nicht mehr in die Luft steigen. Auch sie werden nun verpackt.



Eigentlich müssten jetzt in Gao ständig deutsche Transportflugzeuge über die Start- und Landebahn rollen, um so viel Material wie möglich nach Hause zu schaffen. Aber das tun sie nicht. Es fehlen mal wieder die Genehmigungen der Malier.

Heiko Bohnsack will seine Charmeoffensive gegenüber Oberst Diarra deswegen noch ein wenig fortsetzen. »Es wäre wünschenswert, dass wir keine Steine in den Weg gelegt bekommen«, sagt er.

Eines ist jetzt schon klar: Die großen Mengen Munition, die beim deutschen Camp lagern, wird die Bundeswehr nicht rechtzeitig zurück nach Deutschland bringen können.

Die Munition soll aber auch niemandem in die Hände fallen, nicht der malischen Armee, nicht den Terroristen, nicht den Russen. Was einfach so verschossen werden kann, feuern Bundeswehr-Soldaten deshalb in diesen Tagen auf Zielscheiben – Munition für Gewehre und Pistolen. Um den Rest kümmert sich der Sprengmeister.

In Deutschland sind die Munitionslager leer. Die Bundeswehr braucht dringend Nachschub, und möglichst viel soll als Hilfe an die Ukraine geliefert werden. In Mali hingegen wird es bald mehrere Explosionen geben, irgendwo in der Wüste. Von Dutzenden Panzerfäusten, mehr als tausend Handgranaten und Zehntausenden 40-Millimeter-Geschossen wird dann kaum etwas übrig bleiben.